

**Eva Ruth Wemme
Silvia Cristina Stan**

AMALINCA

ROMAN

Eine Gadscha und eine Romni. Während der Sommer zu Ende geht, treffen sie sich in einem Berliner Hinterhof, um gemeinsam einen Arzt aufzusuchen und zu erkennen, dass nichts so ist wie gedacht. Leidenschaftlich sind beide Kind gewesen, haben ihre Welten aufbrechen sehen und sie verlassen. Verschiedene Sprachen, verschiedene politische Systeme, verschiedene Kulturen, trotzdem laufen ihre Leben parallel, ergeben Interferenzen. Die geschriebene Geschichte der einen und die auf Band gesprochene Erzählung der anderen überlagern und kreuzen sich. Die Freundschaft der beiden Frauen beginnt wie ein Mythos der Hoffnung, obwohl beide eigentlich, so sagen die anderen, nicht zusammenpassen können. Sie stürmen das Alltägliche, triumphieren, telefonieren, kochen, spazieren, erzählen, während es vom ersten Augenblick an um nichts anderes geht als um Leben und Tod.

Eva Ruth Wemme, 1973 geboren, studierte in Köln, Berlin und Bukarest. Sie war Dramaturgin am Schauspielhaus Chemnitz, heute ist sie als Autorin und Übersetzerin tätig. Sie lebt in Berlin und ist Sprach- und Kulturmittlerin für Neuankömmlinge aus Rumänien. Im Verbrecher Verlag erschien 2015 ihr Buch »Meine 7000 Nachbarn« sowie 2018 ihre Übersetzung des Romans »Handbuch der Zeiten« von Ștefan Agopian.

Silvia Cristina Stan, 1989 geboren, wuchs in Fântânele bei Bukarest auf. Sie ist Schneiderin, 2012 emigrierte sie nach Berlin und arbeitet in verschiedenen Projekten und Bereichen als Sozialassistentin.

VERBRECHER VERLAG

Für Iacov und Vinzent

Erste Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2018
www.verbrecherei.de

© Verbrecher Verlag 2018

Satz: Christian Walter
Druck: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN: 978-3-95732-339-2

Printed in Germany

*Der Verlag dankt Mona-Darleen Schlachtenrodt
und Philipp Hartmann.*

Die beiden Frauen sind erfunden, aber ähneln uns. Auch die beiden Kinder Iacov und Vinzent sind bloß Figuren, aber wir haben Kinder, die so sind wie sie. Eine von uns schreibt, die andere spricht.

Ende März 2011 reiste ich, Miri, nach Chişinău in die Republik Moldau. Ich war mit dem Nachtzug von Bukarest aus losgefahren, rollte durch Rumänien, jenseits der Fenster kaum beleuchtete Dörfer. Lange starrte ich in die Dunkelheit. Erst gegen Mitternacht zog ich die sehr unordentlich, anscheinend von Hand genähten Gardinen am Fenster zu, jemand hatte viele Male das Wort Moldova darauf gestickt, wahrscheinlich eine wackelige Maschine, keine unermüdliche Frau, aber sicher war ich nicht. Später hatte ich mich auf die nach altem Plastik riechende Sitzbank gelegt und versucht, mich auszuruhen. Manchmal blinzelte ich zweifelnd zur Tür. Sie ließ sich nicht zuschließen, etwas klemmte. Doch war auf dem Gang nichts zu hören. An den Bahnhöfen lauschte ich jedes Mal, ob jemand einstieg und sich für mein Abteil interessierte. Keiner kam und ich hörte bald auf, mir Sorgen zu machen. Mir war schließlich noch nie etwas passiert, nur weil eine Tür nicht schloss. Ich machte es mir zum Schlafen bequem.

Gegen eins hielt der Zug in Bacău. Die Tür des Abteils ruckte laut und rollte in der Metallschiene zur Seite. Ein Mann kam herein, stand vor mir und grüßte unverständlich. »Bună seara«, sagte ich reflexhaft auf Rumänisch. Ich wollte ihn nicht neugierig machen, als Ausländerin. Eine Deutsche würde er vielleicht mit Fragen löchern wollen, um sich die Zeit zu vertreiben. Eine müde Rumänin war ihm hoffentlich egal.

Erst später wusste ich, es wäre besser gewesen, Deutsch zu sprechen, west-östliche Distanz zu schaffen. Der hereinkommende Mann war kein schüchterner Reisegast, sondern betrunken. Ich blieb zunächst liegen, kam mir plötzlich ausgeliefert vor, setzte mich auf. Ich konnte sowieso nicht schlafen, und: Besser aufrecht sitzen und auf alles gefasst sein, als sich liegend fürchten, dachte ich, alarmiert von seinem Geruch. Der Mann ließ sich auf die gegenüberliegende Bank fallen, legte seine Lederjacke ab, zog sie auf links und fing an, auf mich einzureden.

Selten hatte ich mich so mitgenommen gefühlt wie am nächsten Tag nach meiner Ankunft in Chişinău. Mein Hotel hatte ich nur mit Mühe gefunden, es hatte in Berlin keinen Stadtplan zu kaufen gegeben. Dann hatte ich vergeblich versucht, in meinem Zimmer beim Lärm einer Baustelle zwei Stunden zu schlafen, duschte mit kaltem Wasser, verließ schließlich das Hotel und setzte mich im Stadtpark auf eine Bank. Benommen vor Müdigkeit hatte ich an einem der kleinen Fenster mit dem Schild Valiutschik in der erstbesten Seitengasse fünfzig Euro gegen ein zerschlissenes Bündel Geldscheine eingetauscht und an einem Kiosk zwei Kartoffelkuchen gekauft. Ich packte sie aus der Folie, sah mich um, Krokusse blühten, die Bäume waren noch kahl. In ihren Baumkronen saß immerhin eine weiße Frühlingssonne. In dieser friedlichen Umgebung beruhigte ich mich langsam, nach allem, was in der letzten Nacht vorgefallen war. Und ich versuchte mich zu erinnern, was ich hier eigentlich *verloren* hatte.

Ich war noch nie vorher in der Republik Moldau. Ich hatte auch keine besondere Lust gehabt, hierher zu kommen. Für

meine Arbeit als Übersetzerin moldauischer Prosa brauchte ich aber ein paar Informationen, ich hatte mir vorgenommen, das Land kennenzulernen. Dafür hatte ich ein Stipendium bekommen, und ich wollte sowohl etwas über Moldova erfahren und nebenbei auch das Geld einkassieren, um den März zu überbrücken. Als Übersetzerin wollte ich die Bedeutungen des Moldauischen Rumänisch verstehen, ich hatte nämlich gemerkt, dass ich den Humor in den Texten meistens übersah, ich verstand ihn nicht, ich las das »Lustige« immer als »Tragisches«, ich hatte also wirklich überhaupt keine Ahnung.

Wenn mich jemand fragt und ich in Stimmung bin, erkläre ich, dass Übersetzen wie Seiltanzen ist. Seiltänzer stillen ihr Fern- und gleichzeitiges Heimweh mit einem wackeligen Spaziergang. Ich auch: Das Seil der Übersetzer ist gespannt zwischen der todsicheren Annahme von Verschiedenheit und der wortweise erhofften Möglichkeit, die Verschiedenheit aufzulösen. Das Gleichgewicht hält der Übersetzer mit dem Regenschirm der Intuition. Mein Handwerk, finde ich, ist aus der babylonischen Verzweiflung geboren, die ich für einen kurzen Moment mit dem Mitreisenden im Nachtzug nach Chişinău teilte, mit Vasile. Oder anders gesagt: Es ist ein Handwerk, das aus der Fremdheit kommt. Oder: aus der Verlorenheit, keiner privaten, in Therapien zu lindernden, sondern einer strukturellen, mengentheoretischen.

Ich saß auf der Bank im Zentralpark von Chişinău und fühlte mich langsam besser, bereit, mit dem »Verstehen« anzufangen – wo war ich? Entdeckerlust. Ich sah mich um. Das Sortiment eines Luftballonverkäufers schwankte an einem Bündel Fäden. Ein Mann las auf einer benachbarten Parkbank

seiner Frau auf Russisch vor. Sie aß ein gekochtes Ei, lauschte und hielt sich dann an seinen Knien fest. Tauben umflatterten Kinder mit Brottüten. Nach einer halben Stunde Parkbeobachtung kam es mir vor, als wäre die Ruhe der Vorbeischlendernden, der Frauen mit grellen Stöckelschuhen und der Männer mit ihren nassglatten Frisuren eine tückische Erscheinung und diese Spaziergänger wären anders, als sie schießen. Waren sie nicht irgendwie ... aggressiv, gewalttätig oder wenigstens angespannt? Als säße ihnen ein furchtbarer Schreck in den Knochen, ein historischer, kollektiver vielleicht, und sie müssten sich unbedingt beruhigen und im Park einmal durchatmen, so tun, als wäre dies nichts anderes als ein friedlicher Nachmittag. So, auf der Parkbank, vergaß ich für eine Weile, dass eigentlich bloß mir selbst der Schreck in den Knochen saß.

Die Tür des Abteils ließ sich nicht verschließen; ich lag mit offenen Augen auf der wippenden Bank und hörte den Rädern und Schienen unter mir zu ... als Vasile hereinkam, nichts außer einer Flasche Bier im Gepäck.

Ich setzte mich auf. »Bună seara. Was wollen Sie hier?«, fragte ich auf Rumänisch. Er sagte, er sei vom Schaffner hergeschickt worden, hier sei sein Sitzplatz. Ich setzte mich am Fenster an das kleine Tischchen mit Tischdecke, holte Stift und Papier aus meiner Handtasche und begann zu schreiben. Was mir in den Kopf kam, Kritzeleien. Als Kind habe ich geglaubt, Schreiben könnte äußere Gefahren abwenden, indem es einen für die Außenwelt unsichtbar macht oder mit einer Schutzschicht umgibt.

Vasile sagte, er fahre bis Iași, kurz vor der Moldauischen Grenze. Wir sollten uns besser unterhalten, damit er nicht einschlafe. Und warum ich so erschrocken sei. Was ich da schreibe, ob er das lesen dürfe, warum ich so tue, als sei ich Ion Creangă oder Eminescu*. Er griff nach meinem Block.

Als ich ihn seiner Hand entriss, sagte er »Hoh!« – »Wie zu einem Pferd«, notierte ich. Da stand er auf und verbeugte sich: »Ich bin Vasile, Guten Abend, Fußballer und Sportlehrer«. Er tue mir nichts, er zeige mir auch seinen Pass. »Siehst du, ich bin Rumäne.«

Er schob mir seine Papiere hin. Auf dem Tischchen verschob sich das fadenscheinige, grob vernähte Eisenbahndeckchen, auf das ich meinen Block gelegt hatte. Vasile stützte die Hände auf seine Knie und sah mich an. Er wolle mir nichts Böses tun. »Was bist du für ein schreckhaftes Mädchen.«

Als ich verärgert aufstand und draußen auf dem Gang nach dem Zugbegleiter sah, war der verschwunden oder es gab ihn gar nicht.

Vasile folgte mir. »Ich lass dich in Ruhe, Ehrenwort.« Er bat mich wieder ins Abteil. Resigniert stellte ich mich schlafend, ohne zu wissen, wie ich mich bis Iași so aufrecht halten sollte, mit geschlossenen Augen, die Ellenbogen auf das ver-rutschte Deckchen gestützt, die Taschen zwischen den Füßen. Vasile hatte inzwischen offenbar über mich nachgedacht: Wenn ich ihm meinen Namen nicht sagen wolle, er habe einen für mich: »Gabi! Ein schöner Name. Und: Was haben sie dir getan, Gabi? Warum bist du vor mir so erschrocken? Gabi?

* Rumänische »Nationaldichter«

Hörst du? Gabi! Gabilein?« Jetzt, wo er meinen Rucksack sehe, da werde ihm alles klar. Ich sei aus der Republik Moldau. »Gabi? Gabi! Behalte das immer im Kopf. Die physische Kraft vermag nichts über den Geist! Nichts! Gabi? Gabilein, kleine Gabi. Hat dich dein Vater missbraucht? So machen sie es ja da bei euch.« Vasile murmelte einen Fluch. »Bist du aus Moldova, wolltest nach Europa, und sie haben dich an der Grenze zu Ungarn zurückgeschickt? Mach dir nichts draus. Das passiert eben mal. Haben sie dich geschlagen und dir Hiebe auf die Fußsohlen gegeben? Ich weiß, so machen sie es. Glaub mir, das tut mir sehr leid, sehr leid. Gabilein! Rede mit mir! Gib mir Ohrfeigen! Schlag mich! Vielleicht geht es dir dann besser. Was haben sie dir bloß angetan?«

Ich hörte ihm zu und konnte plötzlich nicht anders, unsere Konversation schien mir so aussichtslos und verrückt, ich lachte, die Augen noch immer zugeedrückt.

»Du lächelst. Siehst du, es gibt Hoffnung, wie schön du lachst«, sagte er.

Ich winkte ab und sah ihn an. »Ich lache, weil es so absurd ist, was Sie denken.«

»Absurd?«, fragte er empört, »du weißt nicht, was absurd ist, Gabi!« Als hätte er irgendeine schreckliche Vision, die vollständig auf »mein« trauriges Leben zutraf. Auf eine Welt jedenfalls, in der Frauen heimlich nach Europa flohen und er sich in der abscheulichen Situation sah, das stellte sich kurz darauf heraus, daraus Profit zu schlagen.

Auf der Bank im Park, umgeben vom Geruch kürzlich getauter Erde, fiel mir ein, wie ein befreundeter Fotograf nach jeder

Reise sagte: »Das Misstrauen zwischen Reisenden und Einheimischen, es ist mir unangenehm.«

Seine Finger, die in ihrer fast durchsichtigen Haut immer aussahen, als würden sie in Laborhandschuhen stecken, griffen nach seinen Fotografien; ich sah, die Fotos trösteten ihn über die Enttäuschung »der ewigen Fremdheit zwischen den Menschen« hinweg. Ich betrachtete seine Abzüge und wie immer war es ihm gelungen, nichts Exotisches darauf zu zeigen, keine interessant aussehenden Ureinwohner oder wilden Tiere oder typischen Schmutz oder seltsame Bräuche. Nichts Empörendes oder Sensationelles. Jeder Ort der Welt könnte heimisch sein, behaupteten die Bilder. Im Objektiv meines Freundes verfangen sich, wenn er Menschen fotografierte, andererseits immer die gleichen Gesichter; wen er fotografierte, der schien mir immer dasselbe sagen zu wollen: Glaubst du, du kannst mich sehen? Ich bin nicht wie du.

Ich sagte über die Bilder gebeugt, er hätte recht, es wäre manchmal wirklich schwer, Fremdsein zu ertragen, weil man es immer verwechsle. Mit irgendeiner Vorstellung von Ungerechtigkeit oder einem Ungleichgewicht oder irgendetwas Disharmonischem. Und dann die erschütternde, existentielle Beleidigung, dass andere Menschen unser eigenes Leben nicht teilten. Aus diesem Grund, sagte ich dem traurigen Freund, tarne ich mich auf Reisen manchmal als falsche Einheimische. Damit ich niemanden verängstige. »Allerdings bist du dann«, sagte der Freund, »auch immer auf gewisse Weise gleichgültig.«